

1988: Friedrichstraße Berlin-Ost. Ein Endpunkt. Dort kam der Interzonenzug an, von Deutschland-West über die Transitstrecke in den Teil Deutschlands, der fast vierzig Jahre lang „Hauptstadt der DDR“ hieß. Friedrichstraße: Grau gekittelte VOPO's schon im Gestänge der Bahnhofsarchitektur und dann alle zehn Meter nach dem Aussteigen aus den grünen Waggons mit der Aufschrift RB, das Kürzel für „Reichsbahn“. Uniformierte Überwacher und Weganweiser markierten die Schritte zu den Abfertigungshallen des Zolls. Abgefertigt wurde man nach allen Regeln deutscher Gründlichkeit, die Westtouristen, die aus Neugier oder Heimweh gekommen waren, und die älteren Herrschaften, die mit ihrem kleinen Gepäck vom Westbesuch zurückkehrten in den Bereich der Stadt, der ihnen Zuhause war. Wer kann das vergessen – das endlose Warten in langen Schlangen, das Ansteigen des Pulses, bis man endlich – von oben und unten gespiegelt – in dem Durchlass stand, in dem die hochnotpeinliche Untersuchung der Personalien des Passes erfolgte, der kopiert, der registriert, der nachjustiert wurde, in dem sich das ganze *Menschsein* reduzierte, eine Prozedur, mit der sich die Staatsmacht der Deutschen Demokratischen Republik und ihrer Staatsorgane manifestierte: Hier bin ich Staat, hier darf ich's sein. Dann endlich draußen, das Suchen nach den anderen Reisenden, die in anderen Schlangen noch länger warten mussten und schließlich mit hochrotem Kopf aus der Zollschleuse kamen. Nach den ersten

Schritten auf der Friedrichstraße das Aufatmen.

Der Bahnhof ist heute der Ausgangspunkt einer noblen Geschäftsstraße, eines Boulevards vielleicht, würde man vergessen, dass das Wort Boulevard zum Wort Bollwerk hinüberweist. Der ehemalige Grenzbahnhof liegt mitten in Berlin, modern ausgebaut, voller Geschäfte, Schnellimbissbuden, fliegender Händler, ausgestattet mit allen Insignien eines modernen Großstadtbahnhofs. Kaum hundert Meter entfernt einer der größten Medienkaufhäuser, in dem es nicht nur Bücher auf vielen Etagen gibt, sondern genauso CDs und andere Medienträger. Die Friedrichstraße hat Geschichte und ist Geschichte, die man nicht vergisst. Ich bin auf der Suche nach dem Deutschen, nach Büchern, die Auskunft geben nach dem, was sich als genuin in dieses Adjektiv hineinlegen lässt. Schon Friedrich Nietzsche wusste, dass solches Suchen die Deutschen kennzeichnet, dass nämlich bei ihnen die Frage „Was ist deutsch?“ niemals ausstirbt. Wenn dem so ist, werde ich schnell fündig werden in diesem hochmodernen Medienhaus. Also frage ich, ob es dort etwas gäbe, eine Anthologie oder dergleichen, die sich mit dem Thema Deutsch und Deutschland befasst. Wir schauen nach in allen Regalen sowie im PC, jedoch die freundliche Mittzwanzigerin und ausgebildete Buchhändlerin und ich finden nichts. Ich erkläre ihr mein Anliegen näher, worauf sie mir entgegnet, mein Fragen sei ein wenig bizarr. Ihr sei es eher peinlich, sich als Deutsche zu definieren und als solche erkannt zu werden,

vor allem im Ausland, Gott sei Dank habe sie dunkle Haare und falle so nicht zu schnell auf – also irrelevante Fragen im Schatten der Bahnhofshalle der Friedrichstraße, oder ist die Vereinigung von Bundesrepublik Deutschland und Deutscher Demokratischer Republik am 3. Oktober 1990 schon so weit weg, dass sie als Ausgangspunkt für deutsche Selbstbefragungen schon aus dem Blick geraten ist?

„Was bleibt aber, stiften die Dichter“, sagt Friedrich Hölderlin. Das klingt ein wenig gravitatisch, kann uns heute vielleicht nicht mehr ganz erreichen. Aber es gibt Texte, es gibt Gedichte, die Geschichte in den Fingerhut nehmen und die zu diesem Thema hinführen und vielleicht zur Relevanz, sich seiner selbst bewusst zu werden.

Verbotenes Lied

*O Vaterland, o Vaterland.
Laß uns dir zum Guten dienen.
Einigkeit und Recht und Freiheit.
Brüderlich mit Herz und Hand.
Und das liebste mag uns scheinen,
So wie anderen Völkern ihrs.
Und der Zukunft zugewandt.*

Dieses Gedicht schrieb Bernd Jentzsch, der 1940 in Plauen im Vogtland geboren wurde und lange Zeit in Ostberlin lebte. Er war Initiator und Herausgeber der Lyrikreihe *Poesiealbum* in den Jahren 1967 und 1976. Als Gründungsdirektor des Deutschen Literaturinstituts an der Universität Leipzig hat er lange Zeit Schriftsteller ausgebildet. Als er dieses Gedicht veröffentlichte, lebte er jedoch in Zürich. Er musste dort bleiben, denn nach der Ausbürgerung von Wolf Biermann aus der DDR schrieb er, dagegen protestierend, 1976 einen offenen Brief an den Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker, was die Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR zur Folge hatte. Wie viele Dichter musste er bleiben, wo er nicht wollte, eben „im Fremden unge-

wollt zu Haus“, wie Max Herrmann-Neiße in London dichtete, der vor den Nazis floh und dann mit anderen geflüchteten und vertriebenen Dichtern an der Themse den deutschen Exil-PEN gründete.

Das Jentzsch-Gedicht ist eine Montage aus drei Gedichten, die unterschiedliche Deutschland-Bilder zeichnen, nämlich aus dem „Lied der Deutschen“, das Hoffmann von Fallersleben 1841 auf Helgoland schrieb, sowie aus Textteilen der Nationalhymne der DDR, die der einstige Dichter des Expressionismus Johannes R. Becher schrieb, der als der erste Kulturminister der DDR später zum Staatshymniker des Arbeiter-und-Bauern-Staates mutierte, sowie aus der so genannten Kinderhymne von Bertolt Brecht, dessen Verse nach dem Zweiten Weltkrieg in Konsequenz des nationalen Wahns der Nationalsozialisten ein Weichbild von Deutschland zeichneten mit den Worten „Anmut sparet nicht noch Mühe/Leiden-schaft nicht noch Verstand...“

Brecht dichtete in dem Rhythmus, der die Melodie von Josef Haydn aufnimmt, dessen Kaiserquartett zunächst der Habsburger Monarchie und später den Deutschen der kleindeutschen Reichsgründung von 1871 die weichen Töne lieferte.

Die Liedervereinigung des so montierten Textes von Bernd Jentzsch war 1978, als sie veröffentlicht wurde, verboten und so unsingbar wie die beiden Staaten unvereinbar zu sein schienen. Aber dieser Dichter wusste oder hoffte mehr und vertraute den dichterischen Projektionen. Gezeichnet von den real-sozialistischen Verhältnissen, dichtete Jentzsch über das DDR-Deutschland, das ihn und andere verfolgte:

*Ich bin der Weggehetzte.
Nicht der erste, nicht der letzte.
Von keiner Mine zerrissen.
Vorm Zaun nicht ins Gras gebissen.
Keine blaue Bohne in der Lunge.
Nicht mal Blut auf der Zunge...*

und nannte dieses Stück deutscher Wirklichkeit ironisch „Arioso“. Wie kann man über Deutschland schreiben, ohne dass Pathos anschwillt, das unangenehm berührt? Wie kann man sich diesem Thema nähern und den Begriff Deutschland so in Worte fassen, dass er uns nicht erschreckt, sondern eher Wärme denn Kälte vermittelt?

Ohne nationales Pathos

Einer der wenigen, die es in der Gegenwart geschafft haben, sprachlich und inhaltlich nationale Ideen aufzulösen, ist Reiner Kunze. Sein 1998 veröffentlichter Gedichtband „ein tag auf dieser erde“ enthält folgender Text:

*MIT DIESER FAHNE SCHON
Für Heinrich Oberreuter*

*Manche hätten ihr den wind
am liebsten ausgedet*

Wir aber hatten gesetzt auf ihn

*Wir hatten gehofft
auf das eine land
mit der einen fahne*

*Auf das land,
das nicht leugnet,
mit der fahne,
die in frieden läßt.*

Die deutsche Trikolore also sollte in Frieden lassen und nichts einfordern. Sie ist für Kunze nicht imperiales und bevormundendes Zeichen des Staates, sondern soll für Wahrhaftigkeit für und in Deutschland stehen. Darauf, das heißt auf den freiheitlichen und friedfertigen Verfassungsstaat Bundesrepublik Deutschland, hatten die Menschen in der DDR gehofft, auf dieses dreifarbige Symbol, das sie als Bild eines freiheitlichen Atemraumes erkannten. Für Kunze und für viele andere Menschen in der DDR war die Einheit der beiden

deutschen Staaten deshalb so existenziell, da die Grundfreiheiten und -rechte, die Menschenwürde, die Meinungs-, Religions- oder Vereinigungsfreiheit nur dann erreichbar waren, wenn das Grundgesetz auch jenseits der Elbe Geltung bekommen würde. Darauf hatten sie gehofft. Einheit war Freiheit; aus dieser Erkenntnis entstand 1989 die Losung „Wir sind ein Volk“. Deshalb hatten sie auf die Fahne, auf Schwarzrotgold gesetzt. Unpräzise, genau und fast zurückhaltend arrangiert Kunze die Zeilen. Verse ohne jegliches nationales Pathos und dennoch präzise das bezeichnend, was Signum ist und für was es steht. Kunze schrieb mir, dass er diesen Text der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, die immer wieder Gedichte veröffentlicht, im zeitlichen Zusammenhang mit dem Tag der Deutschen Einheit am 3. Oktober 1990 zur Veröffentlichung angeboten habe, was aber unverständlicherweise unterblieben sei.

Aber vielleicht ist ja in der Nichtveröffentlichung in der sich häufig so staatstragend gerierenden *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* etwas zum Ausdruck gebracht, das zu den Schwierigkeiten hinführt, als Deutscher über sich selbst und über das Selbst unserer Nation zu sprechen.

Auch nach 1990 hat eine unverkrampfte und engagierte nationale Selbstbefragung noch nicht stattgefunden; deutsche Sonderwege werden zwar als gefährlich bezeichnet, aber die Wege der Deutschen nach innen und außen, ihre Begründungen und Voraussetzungen, bleiben diffus. Die Frage „Was gilt und warum?“ verlangt nach Wertekonsens, der nur durch Anstrengungen der Politik und der so genannten gesellschaftlichen Kräfte zu erreichen ist.

Wir weichen uns bei der nationalen Selbstbefragung aus. Wir meinen inzwischen, dieses Ausweichen sei politisch hoch gebildet, Ausdruck einer besonderen Weltwahrnehmung, die uns als Deutsche in besonderer Weise zu Gesicht

stünde. Manche flüchten sich in neue Begrifflichkeiten. Modern geworden ist der Begriff der „Zivilgesellschaft“, der für Deutschland und die Nachbarstaaten ein einigendes Band sei und die Weltherrschaft der Citoyen in Anlehnung an die Ideen der Französischen Revolution entwickeln könne.

„Politische Schnecke“

Aber Dichter kommen mit diesem Begriff so nicht weiter. Einer, der sich immer wieder und so auch hier politisch zu Wort meldet, ist Günter Grass. Im März letzten Jahres hielt er eine bemerkenswerte Rede anlässlich der Gründung der Bundeskulturstiftung. In den Franckeschen Stiftungen in Halle legte er dar, dass mit der Stiftung seine Träume Wirklichkeit geworden seien; er habe nämlich vor dreißig Jahren mit Willy Brandt, dem sozialdemokratischen Bundeskanzler, die Idee erörtert, eine „der Kulturnation verpflichtende Nationalstiftung ins Leben zu rufen“. Dies habe Willy Brandt sofort aufgegriffen und in der Regierungserklärung verankert. Dreißig Jahre, der langsame Lauf einer Schnecke, hätten zum Ziel geführt, und nun könne eben eine „Nationalstiftung“ entstehen. Er verwies auf den Frühaufklärer Johann Gottfried Herder, der in diesem Jahr vor 200 Jahren in Weimar, in der Hauptstadt der Deutschen Klassik, zu Grabe getragen wurde. Grass meinte, der Begriff Kulturnation, so wie ihn Herder verstanden habe, könne fortentwickelt werden. Deshalb habe er den „missachteten Begriff Nation“ in Besitz genommen und mit dieser Kulturstiftung verbinden wollen.

Das Propagieren einer Nationalstiftung, das die Philosophie Herders bemüht, ist für Günter Grass nur dann möglich, wenn man sich dem Begriff Nation zuwendet, wenn man ihn nicht leugnet, sondern wahrnimmt. Internationalismus kann ja auch erst dann gelingen, wenn der Begriff Nation mit Inhalt gefüllt wird und

darüber ein Konsens innerhalb der Gesellschaft besteht. Grass sagte in Halle, dass bei der politischen Linken, abgesehen von Kurt Schumacher, die Auffassung bestanden habe, dass das Wort Nation durch das „beliebig zu deutende Wort Gesellschaft“ ersetzt werden sollte, oder man habe sich notfalls in den Europagedanken geflüchtet nach dem Motto „Europa, das zukünftige, wird alles richten“; dann werde es „keine Nationen mehr geben“, nur noch „ein einiges, grenzloses Europa“. So Grass.

Ihm ist zuzustimmen, dass Gesellschaft nicht das Synonym für Nation ist. Zivilgesellschaft oder Bürgergesellschaft, wie interessant und wie funkelnd solche Begriffe auch sein mögen, können uns nicht die Anstrengung ersparen, den Begriff Nation zu erfassen, was uns so viel Mühe macht und weiter Mühe machen wird. Bemerkenswert ist, dass die dreißigjährige Idee des Nobelpreisträgers so auch gar nicht Gestalt angenommen hat, denn eine Nationalstiftung ist doch etwas anderes als die dann gegründete Bundeskulturstiftung. Bundeskultur ist der politisch verpflichtende Name und nicht Nationalkultur, wobei diese Begriffe nicht synonym sind. Und zudem stellt sich die Frage, ob die Kulturanstrengungen der Kommunen, Länder und privaten Stiftungen, Vereinigungen und Organisationen, die Kunst in allen Bereichen fördern, neben den Förderanstrengungen der verschiedenen Bundesressorts dem Oberbegriff einer Bundeskultur unterfallen.

Wenn die zunächst lange favorisierte Benennung „Nationalstiftung“ doch aufgegeben wurde zugunsten des Designbegriffes „Kulturstiftung des Bundes“, wird einmal mehr erkennbar, dass nicht wenigen Meinungsbildnern Begriffe wie „national“ und „deutsch“ unheimlich sind, die eher im schwarzbraunen Halbschatten als im Focus politischen Interesses liegen. Grass wird sich gewundert haben, wie langsam eine politische Schnecke

läuft. Trotz Schumacher und Herder kein Fortschritt. Dabei ist die Frage nach Selbstdefinition und Identität an sich eine Selbstverständlichkeit und auch bei vielen Nachbarn, so bei den Tschechen, den Slowaken, den Russen, ja fast allen europäischen und auch außereuropäischen Völkern und Nationen auf der politischen Agenda. Dass es den US-Amerikanern so leicht fällt, zu einem nationalen Konsens und zu dessen Chiffrierung zu kommen, erstaunt und irritiert und ist wenig typisch für das kulturhistorische Selbstverständnis der Nationen im „Alten Kontinent“.

Kulturelles, gelehrtes Deutschland

Dass die für 2003 erwartete Fusion der Kulturstiftung der Länder und der Stiftung Kulturfonds mit der des Bundes in einer Nationalstiftung – zurzeit wird der Name *Deutsche Kulturstiftung* genannt – nicht aufgegangen ist in der Erkenntnis, dass Deutschland eine europäisch gewachsene Kulturnation ist und auch so über sich reflektieren und sich in der Gegenwart verhalten müsste, war traurig zu beobachten. Die Diskussionen in den Sommermonaten zeigten die Mühen der Ebenen, Michael Naumann hat dabei in der *ZEIT* mehr Schilda als Chance erkannt. Auch im Zusammenhang mit der in diesem Jahr im Deutschen Bundestag zu erörternden Novelle zum Deutsche-Welle-Gesetz, mit der auch der Programmauftrag des deutschen Auslandsenders neu gefasst werden soll, wird es um die Frage gehen, welches Bild wir Deutschen von uns selbst haben und welches wir von anderen im Ausland erhoffen, denn für das Imago Deutschlands in der Welt lässt sich nur dann werben, wenn wir auf uns selbst zugehen, wenn wir das Eigenbild dem Fremdbild entgegenhalten können.

Das politische Deutschland ist nicht kongruent mit dem kulturellen, mit dem gelehrten Deutschland im Sinne Schillers. Die geistigen Dimensionen, die kulturge-

schichtlichen und auch emotionalen, greifen weiter aus – so wie auch bei anderen Nationen. Und deshalb ist es kein Ausdruck von Altem Denken, sondern wahrhaftig und Aufkündigung von (selbst verschuldeter) Unmündigkeit, wenn Autoren wie Grass den Blick auch nach Königsberg richten, zum Ausgangspunkt der deutschen Aufklärung, zu Immanuel Kant, wenn auf eine deutsche Vergangenheit hingewiesen wird, die Unwiederbringliches bezeichnet wie die Städte und Provinzen im historischen Ostdeutschland wie eben Ostpreußen, Pommern oder Schlesien, die seit 1945 faktisch und seit 1990/91 völkerrechtlich verbindlich zu Polen und zu Russland gehören, aber die ein integraler Bestandteil der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte geblieben und nunmehr Gegenstand gemeinsamen Interesses von Deutschen und ihrer östlichen Nachbarn sind.

Vom Danziger Philosophen Arthur Schopenhauer beziehen wir die Erkenntnis, dass erst durch die Geschichte ein Volk seiner selbst vollständig bewusst wird. Geschichte oder in noch größerem Kontext Kulturgeschichte zieht Linien um das, was wir Kulturnation nennen können.

Manche meinen, der Blick nach innen, zu den Vorläufern des jetzigen Deutschland und insbesondere zur Frage „Was ist deutsch?“ würde unsere europäische Kompetenz unterlaufen und wäre nicht angemessen im Hinblick auf die Todes Schatten, welche die Shoa und Auschwitz werfen, denn ein Volk, das diese Verbrechen begangen habe oder habe begehen lassen, könne sich nicht auf diese Weise selbst befragen. Die Nation sei und bleibe tabu. Ist das richtig? Ist die Selbstwahrnehmung der Deutschen erst seit 1945 so schwierig? Bleibt der „Tod ein Meister aus Deutschland“, wie Paul Celan in seinem so herzergreifenden Gedicht „Todesfuge“ dichtete? Der Bogen muss wohl weiter gezogen werden.

Im Angesicht der nationalsozialistischen Sprach- und Menschenverrohung dichtete Bertolt Brecht emphatisch – „O Deutschland, bleiche Mutter! Wie haben deine Söhne dich zugerichtet...“ Wer dürfte nicht an die Allegorien von Käthe Kollwitz, an das Mahnmal in Schinkels Neuer Wache in Berlin? Aber welches Deutschland ist gemeint, von wem spricht Brecht, von einem geistigen Gefilde dieses Namens, von den politischen Verhältnissen, oder ist ihm Deutschland nur ein elegischer Begriff, der sich eher zum Poetisieren denn zum Politisieren eignet?

Selbstverweigerung

Die eingangs erinnerte Begegnung im Medienhaus der Friedrichstraße in Berlin bezeichnet einen typischen Sachverhalt der Selbstverweigerung vieler Deutscher. Heinz Schlaffer stellte im letzten Jahr fest, dass sich der Germanistikstudent heute keinesfalls diesem Fach zuwende aus Neigung zum vergangenen oder gegenwärtigen Deutschland, quasi als Liebeserklärung an die deutsche Kultur, denn erstens gäbe es das Deutsche nicht (denn die Vorstellung von Nationalcharakteren sei nur ein Klischee), und zweitens könne das Deutsche (falls es vielleicht doch so etwas gegeben habe oder immer noch oder gar wieder geben sollte) nur von Übel sein. Deshalb ist der Wunsch nahe liegend, als Deutscher oder als Deutsche nicht erkannt zu werden, seine nationale Identität zu minimieren oder gar zu verleugnen und sich eher in ein europäisches Elysium zu flüchten, falls ein kräftiger Regionalismus (als Rheinländer, Sachse oder Thüringer) als Surrogat nicht ausreicht. Viele sind der Meinung, dass die komplette Inversion allen humanistischen Denkens und Handelns der Deutschen in der Zeit von 1933 bis 1945 nicht auf diese zwölf Jahre begrenzt werden könne, sondern die Geschichte davor eine Vorgeschichte des Nationalsozialismus

sei, was unter anderem ja auch dadurch zum Ausdruck komme, dass 1922 der Vers von Hoffmann von Fallersleben vom „Deutschland, Deutschland über alles“ zur offiziellen Nationalhymne erklärt worden sei und sich damit zum Programmsatz nationalen Wahns entwickelt habe. Deutschland: Das ist also ein zersplitterter Spiegel, in den wir nicht hineinschauen wollen, auch nicht nach 1990, als viele meinten, dass mit „Deutschland einig Vaterland“ aus dem Staatslied der DDR alles neu beginnen könne.

Der Prozess der Selbstwahrnehmung ist jedoch wieder stecken geblieben, Deutschland ist eine verspätete Nation, die nicht aufholen will. Wir haben uns immer noch nicht zu uns selbst aufgemacht und überlassen es gerne anderen, uns als Gemeinwesen in einem Staat von 82 Millionen Menschen zu definieren. Die Über-alles-These erschreckt immer noch so sehr, dass auch der Gegenstand, der unverdächtig sein könnte, mit dem Adjektiv deutsch belegt zu werden, zunehmend zersplittert wird: nämlich die Sprache. In der Germanistik der letzten Jahrzehnte ist es zunehmend üblich geworden, von „deutschsprachiger Literatur“ zu sprechen, wo doch die deutsche Literatur gemeint sein müsste. Und so gibt es deutschsprachige österreichische Literatur, sogar deutschsprachige südtiroler Literatur, deutschsprachige schweizer Literatur und – so konsequent muss man sein – deutsche deutschsprachige Literatur, also eine eigene Unterabteilung in dem Land, wo die Sprache das Land bezeichnet. Die so genannte DDR-Literatur ist aus dieser Begrifflichkeit entschwunden, kehrt indes in Ansätzen langsam wieder zurück.

Abgrenzung Österreichs

In Österreich ist es, da dieses stets um Abgrenzung bemüht, üblich, als Fach in den Schulen nicht von „Deutsch“ zu sprechen, sondern von „Landessprache“. Und

doch führen solche Abgrenzungsbemühungen nicht von der Erkenntnis fort, dass sich Deutschland wie auch andere Staaten und Nationen primär nach seinen Hauptkulturträgern definiert, nämlich seiner Sprache und Literatur. Diese Frage mit Gelassenheit zu diskutieren fällt in Österreich besonders schwer, denn man will sich nicht (mehr) der deutschen Kulturnation zurechnen. Ungern erinnert man daran, dass sich die „Provisorische Nationalversammlung“ in Wien am 12. November 1918 auf das von Präsident Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker berief und den Beschluss fasste „Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik“, dem der Beschluss der Weimarer Nationalversammlung „Deutschösterreich tritt als Ganzes als ein Gliedstaat dem Deutschen Reich bei“ entsprach. Im September 1918 war dieses Einigwerden durch Clemenceau verboten. Der Zwangsanschluss des NS-Deutschland im Jahre 1938 hatte also eine Vorgeschichte, die auch deutsch-österreichische Gedanken nach 1945 erklären. Und nunmehr ist seit fast sechzig Jahren österreichische Eigenidentität möglichst weit weg von der deutschen (und übrigens auch von Habsburg, dem man nicht Rechtsnachfolger sein will). Die philologischen Überlegungen zur umarmenden Wirkung der deutschen Sprache, wie sie Hugo von Hofmannsthal einst anstellte, gelten heute eher als bizarr denn als Beitrag zur Fundamentierung des Begriffes Kulturnation, der Österreich und Deutschland verbinden könnte.

Philologische Diskussion

Wenn die deutsche Literatur entscheidend ist, sich mit dem Deutschen zurecht zu finden, muss überlegt werden, wie weit der Bogen von der Vergangenheit in die Gegenwart zu ziehen ist. Heinz Schlaffer hat die germanistische Philologie aufgeschreckt mit seiner Feststellung, die Geschichte der deutschen Literatur

bestehe aus einer Serie verlorener Anfänge; die ältesten deutschen Werke, die das literarische Gedächtnis der Gebildeten ohne Unterbrechung bis heute erhalten hätten, seien Lessings Dramen, Goethes *Werther*, einige Gedichte Klopstocks, Bürgers, Claudius' und des jungen Goethe, und kommt dann zu der Feststellung, dass der von der Literaturgeschichte suggerierte Zusammenhang einer deutschen Literatur vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart eine „erfundene“ Tradition sei. Dies zerstört Illusionen, rekurren wir doch gerne auf die Sprachwerdung der Deutschen etwa in der Zeit Karls des Großen. Nicht 1200 Jahre deutsche Literatur hat es nach Schlaffer gegeben, sondern maximal 250, Ausgangspunkt sei das Jahr 1750. In der klassisch-romantischen Periode der deutschen Literatur, also im neunzehnten Jahrhundert, habe man also eher politisch motiviert als historisch genau argumentiert, um einen nationalen Anspruch auf ein uraltes Fundament zu stützen. Man muss diesen Thesen nicht zustimmen, und die germanistische Diskussion ist auch noch im Gang, ja wird wohl nie aufhören. Bemerkenswert ist jedoch, dass in der Zeit von 1750 bis 1848 vielen Dichtern die deutsche Sprache das Verbindende über die territorialen Grenzen hinweg gewesen ist, da sich poetische und politische Weltsicht ergänzten. Wenn Brecht später von Deutschland als bleicher Mutter spricht, klingt etwas nach aus dieser romantisch-idealistischen Sinnsuche.

In der philologischen Begründung des Deutschen bezog man sich auf Walther von der Vogelweide, besonders auf sein Preislied „Ir sult sprechen willekomen“, das man zu Unrecht zu einer deutschen Nationalhymne des Mittelalters stilisierte. Die deutsche Sprache bildete sich durch die Emanzipation gegenüber dem Lateinischen, der Klostersprache und *lingua franca* des gebildeten Mittelalters sowie des Französischen, der höfischen Sprache

Europas. Das *Buch von der Deutschen Poeterey*, das Martin Opitz aus dem schlesischen Bunzlau 1624 herausbrachte, war eine poetologische Meisterleistung, um sich eine eigene Stimme gegenüber der Vorherrschaft des Lateinischen zu verschaffen. Bemerkenswert ist, dass er in seinen Gedichten insbesondere den Alexandriner als Versmaß in Abgrenzung zum Hexameter propagierte und damit Bezug nahm auf die französischen Dichter. Seine Zeitgenossen feierten Opitz, der gleichermaßen Poet wie Gelehrter war – man hielt beides für Synonyme im Mittelalter. Der Königsberger Simon Dach reimte dem Kollegen aus Schlesien entgegen

*Ja, Herr Opitz, Eurer Kunst
Mag es Deutschland einig danken,
Dass der fremden Sprachen Gunst
Merklich schon beginnt zu wanken
Und man nunmehr ins geheim
Lieber deutsch begehrt zu sein.*

Wenn auch Friedrich von Logau in seinen Sinngedichten feststellt „wer von Herten redet deutsch, wird der beste Deutsche sein!“ wird damit eine Tradition beschworen, die eine deutsche Sprachgesellschaft meint, noch frei von nationalem Impetus, jedoch Deutsch als geistige Größe erfassen möchte. Als Gewährsmann des Deutschen galt der Dichter, eine Rolle, die ihm auch die Romantik zuschrieb und dem Poeten manch bedenkliche Weihen erteilte. Sind auch bei Klopstock (1724–1803), Lessing (1729–1781) und Herder (1744–1803) unterschiedliche Auffassungen vom Dichter in Deutschland gegeben, ist jedoch auffällig, dass der Sprache Identifikation stiftende Wirkung zugemessen wird.

Nation und Humanität

Der Dichter ist ein Mittler, ein Kommunikator, der jedoch seinerseits Bezugspunkte in anderen Kulturen sucht, vornehmlich in der griechischen Antike, und

sich auch mit Shakespeare und der französischen Klassik auseinander setzt. Eine nationale Fokussierung wird deutlich bei Johann Gottfried Herder, dessen Nationalerziehung jedoch stets ausgerichtet ist auf die Gewinnung von Humanität, denn das ist das herderische Programm: „Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepflegt.“ Dies macht deutlich, dass Nationwerdung integraler Bestandteil des Humanitätsideals ist. Die Idee von der Volkskultur, die durch die Sprache entsteht, ist kein Selbstzweck, sondern in ihr liegt eine transitorische Innentendenz des Nationalen hin zum Aufgehen in einem globalen Humanismus.

Die deutsche Volkskultur sollte also nicht etwas Abgrenzendes haben: In gleicher Weise sprach sich Herder auch für die Kulturen anderer Völker und Nationen aus, und es ist bemerkenswert, dass er bis in die Gegenwart hinein als Sinnstifter zur eigenen Selbstwahrnehmung in Anspruch genommen wird. Nationale und internationale Aufklärung verschränken sich in einem Prozess. Und so verweist Herder in seinen Schriften darauf, dass die verschiedenen kulturell gefassten Nationen auf Austausch und Gespräch angelegt sind und eben nicht darauf, dass eine Nation Anspruch auf eine andere erheben dürfe. Das herderische Weltbürgertum ist das Movers seines aufgeklärten Patriotismus, der in den humanisierten Staaten Nationen wurzeln sollte. Nur so ist das Diktum Herders zu verstehen, wonach „Vaterländer gegen Vaterländer der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache“ sei. Man könnte sagen, bei Herder ist Nation geronnene Humanität, anders bei Schiller und Hölderlin, die – aus dem Blickwinkel der Antike formulierend – einen starken Kontrast zwischen Nationalitätentum und Humanität sehen.

Nationale Emanzipation war in Deutschland auch stets mit der religiösen Selbstbehauptung verbunden. Die Sprach-

werdung des Deutschen durch die Luther-Übersetzung der Bibel verbindet sich mit der Abgrenzung und der Selbstbehauptung gegenüber dem Papsttum. Luthers Schrift *An den christlichen Adel deutscher Nation* spricht denn auch deutlich von den Deutschen, die sich gegenüber dem Papsttum zu erwehren haben („Warum lassen wir Deutschen uns so narren und äffen?“). Dies sind Gedanken, die dem Prediger Herder nicht fremd sind und die er seinem Deutschlandbild zuordnet, welches Selbstbestimmung und Selbstwahrnehmung mit einem fast religiösen Sendungsbewusstsein färbt und dabei Mythisierungen und Stereotypen aufgreift, die bereits von den deutschen Humanisten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert angewandt wurden, um Minderwertigkeitsgefühle aufzufangen und ins Gegenteil zu verkehren. Die idealistischen Deutschlandvorstellungen Herders enthalten einen Freiheitsbegriff, der dem Friedrich Schillers und vor allem Novalis' sehr nahe ist, der meint, die innere Welt – gemeint ist die innere Freiheit – sei die „eigentlich vaterländische Welt“. Deutsche Innen- und Außenwelt begründen einander und befestigen sich durch ein christlich-humanistisches Gefüge. Dieses fordert – so Herder – von jeder Nation zu lernen und führt ihn zu der Erkenntnis, dass „der Nationalruhm ein täuschender Verführer“ ist.

Das Bild, das die Deutschen und insbesondere die Dichter von Deutschland zeichnen, ist abhängig vom Grad der Emanzipation von äußeren Einflüssen. Die Reformation und in deren Kontext der Dreißigjährige Krieg waren religiös angelegt, jedoch im Kern politische Emanzipationen der deutschen Fürsten gegenüber dem religiös-weltlichen Machtanspruch des Papstes. Wenn auch die Formel deutsch gleich protestantisch zu kurz greifen mag und sich eher auf die norddeutschen Länder und Preußen als auf die süddeutschen Regionen bezieht, wird dennoch damit ein Sachverhalt bezeich-

net, der auch Ausdruck gefunden hat in Bauwerken wie dem Berliner Dom, der mit seiner imposanten Kuppel als Gegen-Rom angelegt wurde. In der Kuppel sind alle Reformatoren namentlich aufgeführt, also neben Luther auch Melancthon, Zwingli und Calvin. Die von Preußen ausgehende Vollendung des Kölner Doms im Jahre 1888 war weniger eine religiöse (schon gar nicht eine katholische) denn eine politische Tat, die Deutschlands Länder und Stämme in einem Nationalkunstwerk zusammenbringen und ihnen ein kulturelles Symbol geben sollte. Das neunzehnte Jahrhundert ist wie kaum ein anderes als das „deutsche“ bezeichnet worden, da Aufklärung und Romantik sich verbinden und der Vormärz eine bürgerliche Selbstfindung in Gang setzte, die erst 1848/49 ihr trauriges Ende fand.

„Wunde Deutschland“

Zu diesen Emanzipationsbewegungen gehörten auch diejenigen der Juden. Im Zentrum steht der Düsseldorfer Heinrich Heine, mit dem wir Deutschen nie so recht zu Rande gekommen sind. Die immer wieder verzögerte Benennung der Düsseldorfer Universität zur Heinrich-Heine-Universität ist ein Ausdruck für die Probleme der Deutschen mit dem deutschen Juden Heine. Theodor W. Adorno sprach einmal von der „Wunde Heine“. Der Germanist Walter Hinck dreht dies um und spricht von der „Wunde Deutschland“ in der Dichtung Heines. Für Heine ist Herder ein maßgeblicher Denker und Philosoph, dem er zuschreibt, er (Herder) betrachte die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters. Herder habe die „Universal-Harmonie“ der verschiedenen Klänge der Völker begriffen. In seinem Essay „Ueber Polen“ bezeichnet Heine Herder neben Lessing und Schiller als einen „unserer edelsten Volkssprecher“. Auch wenn Heine als Achtzehnjähriger im Sog militanter Nationalge-

fühle und im Nachklang zu den Befreiungskriegen im Jahre 1815 das Gedicht „Deutschland“ schrieb, dessen Deutschtümelei noch wenig „heinisch“ geriet, werden jedoch in den wirklich dichterischen Schaffensjahrzehnten von Heine facettenreiche Deutschland-Bilder entworfen, die Bruchstücke einer Konfession und der Liebe zu Deutschland sind, sehnsuchtsvoll und immer wieder enttäuscht.

Der als Henry 1797 geborene Heine wurde am 28. Juni 1825 protestantisch getauft auf den Namen Heinrich. Einen Monat später, am 20. Juli, wurde er promoviert zum Doktor jur. in der Universität Bonn. Der damalige Dekan der juristischen Fakultät, Professor Gustav Hugo, der auch der Doktorvater Heinrich Heines war, sagte anlässlich der Promotionsfeier, dass Heine „in unserer Muttersprache“ so „anziehende Gedichte“ herausgegeben habe, dass „nicht einmal Goethe sich ihrer schämen“ müsste. Das Jahr 1825 hat den Dichter also zweimal emanzipiert und auch zugleich assimiliert. Beide Ereignisse sind Ausgangspunkt für die Deutschlandlyrik des wohl wichtigsten Dichters des neunzehnten Jahrhunderts. Bemerkenswert ist, dass Heinrich Heine sich zu Deutschland erst dann wieder zu Wort meldet, als er im französischen Exil gelandet ist. Zuvor äußert er sich essayistisch zu Deutschland und nimmt, ausgehend vom Übertritt in den evangelischen Glauben, Martin Luther und ihm folgend den Lyriker Gotthold Ephraim Lessing zu seinen Propheten der vorrangig deutschen Emanzipation. Mit beiden seien Geistes- und Denkfreiheit in Deutschland entstanden. Auffallend ist der religionsnahe Duktus seiner Schriften. So sind ihm Luther und Lessing „Propheten“ und „Erlöser Deutschlands“. Das Deutschlandbild wird also religiös politisiert und poetisch überhöht. Heine war (als Dichter, Essayist und verchristlichter

Jude) ein Außenseiter, der durch sein Dichten und durch verschiedene Lebensentscheidungen versuchte, diesen Status zu überwinden. Das lutherische Deutsch ließ ihn sein Judesein – zumindest in Frankreich – vergessen.

Wie kaum ein anderer vertraute sich Heinrich Heine der Sprachwelt an. Er sah die „höchste Blüte des deutschen Geistes in Philosophie und Lied“, wie er in seinen Aufzeichnungen, die sich im Nachlass fanden, vermerkte. Das war das Leitmotiv, welches bereits im Jahre 1820 anklingt in seinem Aufsatz „Die Romantik“, wo der junge Heine ausführt, das deutsche Wort sei „ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern“.

Die emotionale Bindung an Deutschland ist von Heimweh durchwirkt. Das in der Anfangszeit des Exils im Jahre 1834 entstandene Gedicht heißt denn auch:

*Ich hatte einst ein schönes Vaterland.
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch,
die Pfeilchen nickten sanft.
Es war ein Traum.*

*Das küsste mich auf Deutsch,
und sprach auf Deutsch
(Man glaubt es kaum
wie gut es klang) das Wort:
„Ich liebe dich!“
Es war ein Traum.*

Also gilt: Deutschland ein Wort aus dem Ausland? Das könnte dazu verleiten, sich nicht selbst quasi von innen heraus zu definieren als Nation, sondern es anderen, den Nachbarn, eben dem Ausland zu überlassen und es so aufzugeben, sich selbst auf die Spur zu kommen beziehungsweise ein Selbstbild zu entwerfen, um damit in den internationalen Dialog zu treten. Von Frankreich, von Paris aus dichtet Heine 1843 seine berühmtesten Deutschlandverse:

*Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
und meine heißen Tränen fließen.*

Für den Dichter ist Deutschland nicht nur ein Vaterland, das er – wie Jürgen Habermas konstatierte – immer zu verbergen suchte, sondern auch das Mutterland, nämlich das Land der kranken Mutter in Hamburg. Deshalb ist das Wintermärchen nicht nur ein politisches, sondern auch ein sehr persönliches Gedicht:

*Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr,
wenn nicht die Mutter dorten wär;
Das Vaterland wird nie verderben,
jedoch die alte Frau kann sterben.*

Wie sehr Heine in der Lage ist, Pathos ironisch zu brechen und zugleich die deutsch-französische Verschwisterung deutlich zu machen, nicht ohne auch gleichzeitig Klischees zu bemühen, zeigt die Strophe:

*Gottlob! Durch meine Fenster bricht
Französisch heiteres Tageslicht;
Es kommt mein Weib,
schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.*

Heines Deutschlandlyrik wie auch seine Essays sind frei von Provinzialismus und rheinseliger Tümelei. Bei ihm verschwistern sich Politisches und Poetisches, immer wieder gebrochen durch Enttäuschungen, der er durch Ironie Ausdruck gibt. Er steht in der Reihe von Theodor Körner, Georg Herwegh und anderen Dichtern des Vormärz. Deutschland: Das ist für ihn das Sprachland, der geistige Besitz, der nicht kongruent sein muss mit dem Politischen. Es ist das Land der Freiheit und der Bürgerrechte. Eine geistige Emanzipation ist nur mittels der Sprache möglich. Wenn Heine meint, „unsere Sprache ist das beste, was wir

Deutschen besitzen, sie ist das Vaterland selbst...“, so weist er Deutschland – darin verwandt mit Novalis – als pulsierende Kulturnation aus, die er wie Herder europäisch verankert.

Literaturgeschichte als Echolot

Die Wirkung Heines ist bis in die Gegenwart geblieben. Seine Dichtungen haben Bindungswirkung; mit dieser könnte es gelingen, den mehrfach zerbrochenen Spiegel des Selbstbildnisses neu zusammenzufügen. Bert Brecht und sein allmählich wieder bekannter werdender wichtiger Zeitgenosse Max Hermann-Neiße haben den heinischen Duktus aufgegriffen in Zeiten der völliger Verrohung der deutschen Sprache, in den dunkelsten Abgründen der deutschen Geschichte. Wenngleich Heine in seiner Tragödie *Almansor* schreibt: „Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher/Verbrennt, verbrennt man am Ende auch Menschen“, ist die Shoa nicht der Endpunkt deutscher Literatur. Auch Adorno hat dies so nicht gemeint. Die Dichtung in deutscher Sprache nimmt alle ihr zugefügten Verwundungen mit, aber sie bleibt ein weiter Mantel, der immer noch wärmen kann.

Die nationale Ich-Schwäche der Deutschen hat viele Gründe. Friedrich Dieckmann nimmt Gedanken Schillers und Heines auf, wenn er soeben darlegt, wo Vielfalt ein nationales Spezifikum bezeichne, werde die Frage nach dem Verbindenden umso dringlicher, indem sie sich ausdrücke. Und dieses „medial Verbindende“ sei eben die deutsche Sprache; diese konstituiere die deutsche Nation, die deutsche Kultur in einem fundamentalen Sinn. Insofern, weil es um Sprache und Literatur geht, kann das Zeichnen von Deutschlandbildern nur dann Erkennbarkeit fördern, wenn die Kultur- und besonders die Literaturgeschichte in die Gegenwart einbezogen wird, nicht als Ballast, sondern eher als Echolot in die

Tiefen der Nationalbesinnung und Selbstverständigung.

In der deutschen Lyrik der Gegenwart ist allerdings von euphorischen Deutschlandbildern wenig die Rede. Nimmt man Anthologien zur Hand, die nach der Vereinigung von Bundesrepublik und DDR entstanden sind, so zum Beispiel die von Karl Otto Conrady herausgegebene Sammlung *Von einem Land und vom anderen. Gedichte zur deutschen Wende* aus dem Jahre 1993, sind in diesen Texten eher Ratlosigkeit, Angst und nicht selten Ablehnung eines jeglichen Deutschlandbildes erkennbar. Bemerkenswert ist, dass viele Autoren dieses Sammelbandes die Begriffe deutsch und Deutschland völlig vermeiden, sich also bewusst aus der Tradition Heines und auch Brechts herausschreiben. Es ist überwiegend den Altmeistern der deutschen Gegenwartsliteratur, Reiner Kunze, 1933 geboren, und Karl Krolow (1915–1999) vorbehalten, überhaupt ein Bild zu zeichnen. Das dem Band den Titel gebende Gedicht von Karl Krolow führt zurück zu den Grenzen und Zersplitterungen deutscher Geschichte und Selbstwahrnehmung, die sich mir zwischen 1988 und 2003 unter anderem in der Friedrichstraße in Berlin mitgeteilt haben. Was weiß man von sich, von seinem Land und vom anderen, was von den geistigen Dimensionen Deutschlands in seiner Geschichte, was will man wissen, will man wirklich, Günter Grass folgend, dem Begriff nationale Identität und nationale Kultur eine weichere, geradezu heinische Begrifflichkeit geben? Wer macht sich auf? Die Politik? Die Medien? Wenn schon die Dichter sich verweigern! Karl Krolow schrieb:

*„Man glaubt's nicht, besieht seine Hände,
im Spiegel sein Gesicht:
Deutschland am anderen Ende
und hier – denn man glaubt es nicht –
ÜBER ALLES, hieß es. Man fände
den Reim heute ohne Gewicht.
Es reimt sich doch alles nicht!“*

Auf was ist zu hoffen, auf bessere Dichter oder auf ein besser wahrnehmbares und so annehmbares Deutschland? Oder bedingt das eine das andere? Also doch: Deutschland ein Wort aus dem Ausland. Heine liegt in Paris begraben, Eichendorff und Opitz im heutigen Polen, Max Hermann-Neiße in London. Doch ihre Sprache und Dichtung und somit das Sprachland Deutschland bleiben. Es lässt sich das geistige Gefilde, das sich mit dem Begriff deutsch auch verbindet, erkunden, das freiheitliche, das Atem schaffende, das weltbürgerliche Deutschland im Sinne Heinrich Heines und Thomas Manns, jenes, das vielleicht dann weniger ein Vaterland ist, sondern eher ein Mutterland, voller Anmut und Aufnahmefähigkeit für andere. Rose Ausländer (1901 in der Bukowina, in Cernowitz geboren und 1988 in Düsseldorf, in der Stadt Heinrich Heines, gestorben, dichtete denn auch

Mutterland

*Mein Vaterland ist tot
sie haben es begraben
im Feuer*

*Ich lebe
in meinem Mutterland
Wort*